

«Locker room talk» als politischer TV-Diskurs

# Zeichen des Verfalls

Gastkommentar

von MANFRED SCHNEIDER

Wer sich einen letzten Funken Hoffnung bewahren möchte, dass in der Politik über wichtige Fragen nachgedacht und argumentiert wird, der sollte bei der dritten Auflage des TV-Duells zwischen Donald Trump und Hillary Clinton Augen und Ohren schliessen.

Donald Trump hat sein auf einem Video aus dem Jahr 2005 zufällig festgehaltenes Macho-Geschwätz als «locker room talk», als Umkleidekabinen-Blabla, abgetan. Damit hat er einmal etwas Richtiges gesagt. Richtig ist allerdings auch, dass er in den beiden Fernsehdebatten, die er mit Hillary Clinton führte, den «locker room talk» in die politische Arena übertragen hat. Diese TV-Debatten, die der amerikanischen und der globalen Öffentlichkeit die Entscheidungsgründe bei einer demokratischen Wahl verdeutlichen sollen, sind auf ein solch klägliches Quaselniveau gesunken, dass damit die Krise des politischen Systems selbst sichtbar wird.

Die europäische Öffentlichkeit – und alle Medien –, die doch ein besonderes Interesse daran haben müsste, dass die künftige Führung der Weltmacht USA in die Hände einer Person gelangt, die die gewaltigen politischen Probleme unserer Zeit wenigstens versteht, hat sich an diesem jammervollen Spiel beteiligt. Das Aufzählen von blöden Trump-Sprüchen aus der Vergangenheit hat sie mit der gleichen Mischung aus sensationslüsterner Aufmerksamkeit und ironischer Indifferenz verfolgt.

Von Anfang an zählten sexistische und rassistische Entgleisungen zum Stil der politischen Auseinandersetzung in den USA. Das setzte bereits mit dem erbitterten Wahlkampf von 1800 ein, als Thomas Jefferson den amtierenden Präsidenten John Adams herausforderte. Jefferson nannte Adams einen «widerwärtigen hermaphroditischen Charakter, der weder die Stärke und Festigkeit eines Mannes noch die Sanftmut und das Feingefühl einer Frau» habe; das Adams-Lager wiederum bezeichnete Jefferson als einen «niederträchtigen, primitiven Kerl, als Sohn einer Halbblutindianerin und eines Mulatten aus Virginia». Man möchte meinen, dass der amerikanische Wahlkampf immer schon «locker room talk» gewesen ist.

Doch standen hinter der Wahlauseinandersetzung von 1800, in der sich zwei Gründungsväter der USA wechselseitig moralisch desavouierten, grundlegende politische Schicksalsfragen. Die drängenden dramatischen Probleme der Gegenwart spielten hingegen im Kampf um das Präsidentenamt des Jahres 2016 nur eine marginale Rolle. Nicht die aberwitzigen Vorschläge und Pläne, die Trump der Öffentlichkeit zumutete, machten seine Chancen bei der Wahl definitiv zunichte, sondern der sexistische kalte Kaffee, der dem Mann vor mehr als zehn Jahren aus dem Mund gelaufen ist.

Es ist vielleicht hilfreich, daran zu erinnern, was im Auge der grossen Theoretiker der politischen und gerichtlichen Rede, was für Aristoteles, Cicero oder Tacitus die Aufgabe der Debatte in den öffentlichen Versammlungen war. Die politische Rede

hiess im Lateinischen das «genus deliberativum», das Überlegen, Raten und Zuraten für eine Entscheidung, welche die Zukunft betrifft. In der politischen Rede wird über die Zukunft nachgedacht; hingegen befasst sich die Rede vor Gericht, mit Aufklärung und Beurteilung eines Falles, der in der Vergangenheit liegt, mit den Taten und möglichen Verfehlungen eines Beschuldigten.

Im amerikanischen Wahlkampf erleben wir gegenwärtig die völlige Umkehrung dieser beiden Formen der Auseinandersetzung. Abwechselnd zählen die Kontrahenten die Übeltaten des Gegners auf, besteigen den Richterstuhl und sprechen ihr Urteil. Zahllose Helfer haben zuvor nach rufschädigenden Anekdoten aus der privaten Biografie des Gegners gesucht, um ihn moralisch zu desavouieren. Natürlich, auch das wusste Cicero, zählt das Ansehen eines Politikers zu den wichtigen Attributen, die er benötigt, um erfolgreich raten zu können.

Die Tribunalisierung zur Rufschädigung ist ein falsches und schädliches Theater. Unzählige Male sah man in den USA Bewerber für politische oder öffentliche Ämter vor die Fernsehkameras treten, die eheliche Untreue oder vergangenen Drogenkonsum unter Tränen einräumten und sich vor Ehefrau, Kindern, Wählern entschuldigten. Bei ordentlichen Gerichtsverfahren gelten strenge Regeln dafür, welche Beweise für Schuld oder Unschuld angeführt werden dürfen. Im politischen Fernseh-Tribunal hingegen dürfen wahre ebenso wie falsche Anschuldigungen ausposaunt werden. Zeigten die beiden Bewerber im gegenwärtigen Wahlkampf wenigstens Respekt vor den Gerichten! Aber tatsächlich sprachen sie über die Besetzung frei werdender Sitze im Supreme Court wie über die Aufstellung eines Football-Teams.

Bereits Tacitus beklagte in seinem «Dialog über die Redner» vor beinahe zweitausend Jahren den Verfall der Redekunst, das Verschwinden der Fähigkeit und der Bereitschaft, über die Zukunft nachzudenken, und er stellte diesen Niedergang des «genus deliberativum» in einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Verfall der politischen Institutionen in Rom. Er hatte recht.

Manfred Schneider ist emeritierter Professor für deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum. 2013 erschien «Transparenzraum».